

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 58 (1963)
Heft: 3-de: Mundartpflege : 25 Jahre Bund Schwyzertütsch

Artikel: Sinn und Bedeutung der Mundartpflege
Autor: Wanner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-173862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wendige Maßnahmen zur Landesverteidigung lähmten die Gruppentätigkeit. Der mit militärischen Verpflichtungen überhäufte Obmann und weitere Vorstandsmitglieder fanden keine Zeit mehr dazu. Der Gruppe Zugerland drohte der Zusammenbruch.

Anno 1946 gelang es dem Schreiber, den Vorstand neu zu bestellen. Mit frischen, eigenen Kräften sowie auch im Zusammenwirken mit dem Trachtenchor, dem Aargauer-, dem Berner-, dem Urschweizerverein führte man nun jährlich zwei bis drei gutbesuchte Vortragsabende mit tüchtigen Referenten aus verschiedenen Mundartgebieten durch. Diese Anlässe genossen bald einen achtenswerten Ruf und steigerten die Zahl der Mitglieder auf über 100. Einzelne derselben erwarben sich unschätzbare Verdienste um die Dialektpflege durch ihr Wirken als bewährte, zum Teil preisgekrönte Schriftstellerinnen, Schriftsteller und Bühnenkünstler. Sie schufen eine Menge vorzüglicher Mundarttheaterstücke, Spielszenen und Dichtungen für Volksfeste, für Tagungen aller Art, für Schulschlußfeiern, Jugendfeste und für Volks-, Vereins- und Puppenbühnen, ferner Radiosendungen, wie Hörspiele, Hörfolgen, Erzählungen, Wandervorschläge usw. So ließen sie unsere gute Zuger Mundart, selbst von außerkantonalen Zuhörern als schön bezeichnet, weit herum bekannt werden. Leider erlaubt der Rahmen dieses Berichtes nicht, all das Geschaffene auch nur zu erwähnen. Vieles davon ist aber im Broschürchen «Zwanzig Jahre Gruppe Zugerland» enthalten, das vor fünf Jahren herausgegeben wurde.

Der Bund Schwyzertütsch und seine Gruppen Züri und Zugerland sind seit 1953 dem Schweizer Heimatschutz angegliedert. Sie können dieses Jahr auf ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken und auf eine Arbeit, die wenig Klingendes versprach und trotz vieler Enttäuschungen und hämischer Anfechtungen doch getan wurde aus einer ahnenden Sorge um den Fortbestand schweizerischer Eigenart und unseres Volksbewußtseins. Was soll sie im künftigen Europa? Solange es Kämpfer gibt, die Opfer bringen und einstehen für unsere Dialekte, werden diese nicht verschwinden, sondern den Widerstandswillen gegen eine kulturelle Auflösung der Eidgenossenschaft stärken.

Zum Schlusse danken wir allen, die unsere Tätigkeit gewürdigt und finanziell unterstützt haben, vorab der hohen Regierung und vielen gemeindlichen Behörden des Kantons Zug, sodann unsern treuen Mitgliedern, auch der Stiftung Pro Helvetia, dem Innerschweizer Heimatschutz, dem Schweizer Radio, der Zuger Gemeinnützigen Gesellschaft, der Kantonalbank Zug, der Schweizerischen Kreditanstalt, ferner allen Vereinigungen, die durch ihre Mitarbeit helfen wollen, unserer Heimat das köstliche Kulturgut der Dialekte zu erhalten.

Hans Bossard, ehem. Obmann

Sinn und Bedeutung der Mundartpflege

Dr. Hans Wanner, Chefredaktor des Schweizerdeutschen Wörterbuches, hat an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins vom 10. März 1957 in Schaffhausen über «Mundartforschung und Mundartpflege» gesprochen. Der Vortrag ist nachher im «Sprachspiegel» veröffentlicht worden. Mit freundlicher Bewilligung des Verfassers und der Schriftleitung drucken wir daraus den mittleren Teil wieder ab («Sprachspiegel», 13. Jg., Mai/Juni 1957, S. 68–74).

Die Mundart ist, wie die Sprache überhaupt, den meisten Menschen so selbstverständlich wie Luft und Wasser. Solange diese einigermaßen erträglich sind, kümmern sich höchstens einzelne darum. Erst wenn die Luft fühlbar stickig, das Wasser sichtbar trüb wird, erkennen auch weitere Kreise die drohende Gefahr. Erst als die Mundart schon stark gefährdet war, breitete sich die Einsicht aus, daß auch sie liebevoll gepflegt sein wolle. Der Deutschschweizerische Sprachverein darf sich rühmen,

schon bei der Gründung im Jahre 1904 die Pflege der Mundart zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht zu haben, zu einer Zeit also, da er damit noch auf wenig Verständnis und noch weniger auf öffentliche Anerkennung hoffen durfte. Seither hat er immer wieder gemahnt und gewarnt, was auch die Liste seiner Veröffentlichungen eindrücklich beweist.

Zwittersprache

Daß also die Mundart arg bedrängt wird, und zwar von mehreren Seiten zugleich, wird kein Einsichtiger leugnen. In *einer* Hinsicht hat sich die Lage zum Bessern gewendet: Im Gegensatz zu den Verhältnissen im letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts wird heute die Mundart wieder allgemein geachtet. Die Gefahr, daß wir – vorerst in den Städten – die Mundart aus falsch verstandenem Bildungseifer freiwillig preisgeben oder aus Gedankenlosigkeit fahrlässig verlieren könnten, ist für einmal gebannt. Freilich, die neuentdeckte Liebe zur Mundart ist leider bei allzu vielen ein bloßes Lippenbekenntnis. Nach wie vor verpantschen sie ihr Schweizerdeutsch mit völlig überflüssigen Brocken aus der Schriftsprache wie aus Fremdsprachen, denn sie halten diese fremden Flicker im Grunde doch für viel vornehmer und gebildeter, etwa *doch doch* für *wowoll*, *Spiegeleier* für *Stierenaue*, *Pommes frites* für *Härdöpfelstängeli*, *Kamm* für *Sträl*, *Träppe* für *Stäge* usw. Doch sind solche mundartfremden Ausdrücke, so sehr sie auch stören, noch verhältnismäßig harmlos. Weit verheerender wirkt es, daß viele Gebildete – und alle jene, die sich den Schein der Bildung geben wollen – entweder nicht fähig oder nicht gewillt sind, wirklich mundartliche Sätze zu bilden. So entsteht dann jene abscheuliche Zwittersprache, die wir besonders in der öffentlichen Rede, in Sitzungen aller Art, aber mehr und mehr auch im privaten Gespräch zu hören bekommen. Die Sätze sind schriftdeutsch gedacht oder gar geschrieben – meist noch in schlechtem Schriftdeutsch – und notdürftig in die Laute einer Allerweltsmundart gekleidet. So etwa, wenn ein Vereinspräsident die Mitgliederversammlung folgendermaßen anredet:

«Verehrti Anwäsendi! Es ist mir e große Ehr, Si im Name des Vorstands zu uesterer hütige Generalversammlig begrüße z dörfe. Us Ihrem zahlrichen Erschine, das Ihres unverminderts Inträsse an üsem Verein einmal mehr under Bewis stellt, darf ich mit tiefgfüchelter Genuegtung ersch, daß Sie de hehre Zile, die sich üsen Verein ufs Banner gschribe hät, au witerhin voll und ganz und mit Isatz aller Ihrer Chraft unentwegt Gefolgschaft z leiste gewillt sind. In diesem Sinne erklär ich die hütige Versammlig als eröffnet.»

Sie sagen vielleicht, dieses Beispiel sei gemacht. Aber haben wir nicht schon ungezählte Male Derartiges und noch Schlimmeres gehört, und – Hand aufs Herz! – haben wir nicht etwa schon in einer schwachen Stunde Ähnliches, wenn auch weniger Schlimmes, selber verbrochen?

Gefährdung von innen her

So sehen wir hier den stets noch wachsenden Einfluß der Schriftsprache am Werk. Aber die Mundart ist auch von innen her bedroht. Seit dem Aufschwung von Industrie und Verkehr hat eine eigentliche Binnenwanderung eingesetzt. In den Städten und ihren Vororten in weitem Umkreis ist die alteingesessene Bevölkerung längst zur Minderheit geworden. Die Kinder der Zuzüger sprechen zwar im großen und ganzen die Ortsmundart, aber durchsetzt mit Wörtern und Wendungen aus der Mundart ihrer Eltern. Vor allem aber nehmen sie die auffälligen lautlichen Eigenheiten der Ortsmundart nicht an. Damit beeinflussen sie wiederum die Mundart ihrer Altersgenossen unter den Alteingesessenen. Aus der bereits angetönten Schwäche heraus, die das Fremde stets als vornehmer empfindet, schämen sie sich der rein lokalen Merkmale ihrer angestammten Mundart. *Ein* Beispiel: Wie viele von den Einwohnern der Stadt Schaffhausen sprechen noch *guu*, *stuu*, *luu*, *chuu*, *nii*, *gii*? Man wird die letzten im Altersheim suchen müssen.

Unsere Sprache, das sind wir selber

Nach dem Bevölkerungsaustausch wirken noch andere Kräfte darauf hin, daß sich unsere Mundarten fortschreitend einander angleichen. Wir können hier nicht näher darauf eintreten. Die paar Hinweise, die ich gegeben habe, zeigen wohl genügend, daß wir die Mundart pflegen müssen, wenn wir sie nicht verlieren wollen. Aber *wollen* wir sie wirklich erhalten? Warum Mühe und Arbeit an ein solches Unterfangen verwenden, statt einfach den Dingen den Lauf zu lassen? Wir könnten die Frage einfach so beantworten: Was wir aufrichtig lieben, das wünschen wir auch zu behalten. Aber wir müssen hier schon etwas tiefer graben. Die Mundart ist unsere Muttersprache im engsten Sinne des Wortes. In ihr haben wir die ersten Worte gelallt, in ihr hat Freud und Leid der Kindheit Ausdruck gefunden. Im Gewand der Mundart haben zum ersten Mal Märchen und biblische Geschichten unsere Phantasie und unser Gemüt bewegt. Mundart haben Eltern und Geschwister und Spielkameraden mit uns gesprochen. Dennoch ist die Mundart nicht bloß eine sentimentale Kindheitserinnerung. Wohl sind wir dann nach und nach in die Schriftsprache hineingewachsen, und diese hat uns – wir bekennen es dankbar – eine noch viel weitere Welt des Geistes, der Wissenschaft, des Denkens und der Dichtung aufgeschlossen, eine Welt, die wir ebensowenig missen möchten. Aber auch auf diesem Weg ist uns die Mundart als bescheidene, unaufdringliche Gefährtin zur Seite geblieben, und wo wir stillgehalten haben zu unbeschwerter Rast oder zu besinnlicher Einkehr, da hat *sie* zu uns gesprochen. Oder ohne Bild ausgedrückt: Wieviel Großes und Hohes die Hochsprache uns immer geschenkt hat, unser ureigenstes Denken und Empfinden bleibt in der Mundart verwurzelt. Nun ist die Sprache nicht eine rein persönliche Sache des einzelnen, mit der er nach Belieben schalten und walten kann. Sie ist Besitz einer Gemeinschaft und zugleich eine der stärksten Kräfte, die eine Gemeinschaft entstehen lassen, gestalten und zusammenhalten. Wenn wir uns das alles recht deutlich vergegenwärtigen, dann wird uns auch bewußt, was wir mit den Mundarten sonst noch verlieren müßten. Wir wären einfach nicht mehr dieselben Menschen, oder wie *Friedrich Staub*, der Gründer des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, es ausgedrückt hat: «Unsere Sprache, das sind wir selber... mit unserer eigentümlichen Sprache würden wir unsere schweizerische Denkart aufgeben.» Erlauben Sie mir einen Vergleich: Wenn man – was der Himmel verhüten wolle – den Munot abbricht und die uns so vertraute Schaffhauser Altstadt niederreißt, dann kann man zeitgemäße und praktische Gebäude errichten, in denen sich auch leben und sterben, lieben und hassen, arbeiten und feiern läßt. Mit der Zeit wird ein Geschlecht heranwachsen, das die alte Stadt nicht mehr gesehen hat und sie darum auch nicht vermissen kann. Dieses neue Geschlecht braucht deswegen weder schlechter noch besser zu sein als das jetzige. Aber wäre die neue Stadt diesen Menschen noch eine Heimat, von der sie sagen könnten: für uns gibt es nur eine? Wären sie noch Menschen von lokalbedingter Eigenständigkeit, das, was man einen bestimmten Menschenschlag nennt? Würden sie noch fest wurzeln in einer Stadt, die ebensogut in Amerika stehen könnte? Wären sie nicht eher bloß Exemplare des Zivilisationsmenschen, dem man überall begegnen kann, zufällig hier angesiedelt und mit dem Ort höchstens verbunden durch den Grundsatz: Wo ich gut verdiene, da bleibe ich?

Die Mundart als geistige Heimat

Wer sich aber nicht ganz dem Gelddenken verschrieben hat, wird mindestens zugeben, daß nicht bloß sogenannte Sehenswürdigkeiten verlorengingen, denen ein paar unzeitgemäße Romantiker rührselige Tränen nachweinen, sondern daß vorab die Einheimischen innerlich ein gutes Stück ärmer würden. Unsere Mundart, die Sprache des täglichen Umgangs mit den Mitmenschen, die Sprache, in der wir denken und träumen, handeln und wünschen, leiden und frohlocken, ist mit unserm ganzen Sein und Leben noch viel enger verwoben als das, was man etwa das <Antlitz

der Heimat» nennt. Die Sprache, und ganz besonders die Mundart, ist, wie schon gesagt, ein Teil unseres Wesens und zugleich ein Teil unserer geistigen Heimat. Mit der Mundart verlören wir also einen Teil unseres Selbst und würden geistig und seelisch heimatlos, entwurzelt. Die späteren Geschlechter wären zwar in die gemeindeutsche Umgangssprache so hineingewachsen, daß sie den Verlust der Mundart gar nicht mehr empfinden könnten. Man darf auch nicht glauben, jene Umgangssprache sei an sich ein Gebilde minderen Wertes. Sie erlaubt ebensogut, das Denken und Fühlen in Worte zu fassen, das heißt, sich selbst bewußt zu machen oder ändern mitzuteilen. Aber jene Sprache ist nicht *unsere* Art, die Welt zu erfassen. Jenes der Mundart völlig entfremdete Geschlecht wäre wiederum weder besser noch schlechter als wir, aber eben anders. Es wären schweizerische Staatsbürger deutscher Sprache, wohl ebenso gute, vielleicht sogar willfährigere Staatsbürger als wir, aber keine Deutschschweizer mehr im heutigen Sinne des Begriffes.

Staatspolitische Bedeutung der Mundartpflege

Mundartpflege darf sich nicht auf die Abwehr schriftsprachlicher Einflüsse beschränken, das heißt auf den Schutz der Mundart schlechthin, die es im Grunde gar nicht gibt. Sie muß auch versuchen, die landschaftliche und örtliche Eigenart der *Einzelmundart* zu wahren. In dieser und mit dieser lebt und wirkt der gesunde Heimatstolz, der Wille zur Selbständigkeit im Rahmen des Ganzen, den man nicht einfach als Kantönligeist und Kirchturmpolitik verschreien darf. Der Damm ausgeprägter, eigenständiger Orts- und Landschaftsmundarten schützt uns vor den Fluten eines kulturellen wie politischen Zentralismus. Zentralistische Systeme haben mit gutem Grund überall und immer scheinbar auf die Mundarten gesehen. Es genügt, hier an Rengger zu erinnern, den Kultusminister der «einen und unteilbaren Helvetischen Republik».

Der Mundartpflege kommt also auch staatspolitische Bedeutung zu, und diese müssen wir noch kurz von einer andern Seite beleuchten. Dabei ist zunächst vor jenem Mißverständnis, das besonders in den stürmischen dreißiger Jahren viele Köpfe verwirrt hat, eindringlich zu warnen. Von der Begehrlichkeit des damaligen Deutschland und seiner Heim-ins-Reich-Propaganda erschreckt, empfanden viele das Bedürfnis, sich vom nationalsozialistischen Deutschland auch durch die Sprache zu unterscheiden, während andere befürchteten, die Sprachgemeinschaft mit dem Reiche könnte den Vorwand zum sogenannten «Anschluß» liefern. So forderten gewisse Kreise, wir sollten die deutsche Gemeinsprache preisgeben und eine deutschschweizerische Schriftsprache schaffen. Es würde weit über den Rahmen meines Themas hinausgehen, die praktischen Schwierigkeiten und die sehr bedenklichen Folgen eines solchen Unterfangens darzulegen. Nun – Diktatoren sind, wie man nachgerade wissen dürfte, um Vorwände nie verlegen. Entwindet man ihnen einen, so haben sie zehn neue bereit. Es wäre darum sträflicher Leichtsinns zu glauben, ein sprachlicher Grenzwall könnte machtgierige Nachbarn von einem Angriff abhalten. Aber ebenso fest bin ich davon überzeugt, daß der Verlust der Mundarten unsern *Willen* zur Unabhängigkeit empfindlich schwächen würde. Wir haben erkannt, daß die Mundart einen Teil unseres Wesens ausmacht. Wenn wir diesen Teil preisgeben, dann wird etwas anderes, Fremdes an dessen Stelle treten, und dieses Fremde wird uns fremden geistigen und politischen Einflüssen leichter zugänglich machen. Der Verlust würde mindestens die ersten paar Generationen geistig heimatlos lassen, in deren Innerem eine leere Stelle schaffen. Solche leeren Stellen sind Brutstätten eines schleichenden, schwer faßbaren und darum schwer zu bekämpfenden Mißbehagens. Wer als gebildet gelten will, braucht heute für ein solches Mißbehagen das französische Wort «malaise». Dieses Wort nennt uns zugleich ein Beispiel im eigenen Land. Um die Jahrhundertwende führte man im Welschland unter Anführung der Erziehungsbehörden, von einem falschen Bildungsideal geblendet, einen Vernichtungs-

krieg gegen die Mundarten. Dieser brachte insbesondere in den Kantonen Neuenburg, Waadt und Genf einen fast vollständigen «Erfolg». Heute, nach etwa zwei Generationen, herrscht dort das «malaise», das Mißbehagen, die Unzufriedenheit. Ich behaupte nun keineswegs, der Verlust der Mundart sei die einzige Ursache dieses Zustandes. Aber wenn uns dazu Kenner der Verhältnisse versichern, daß in jenen Gebieten ein großer Teil der Bevölkerung wohl keine Mundart mehr spreche, aber ebensowenig ein sauberes Gemeinfranzösisch, dann sehen wir das Bild der Übergangsgenerationen, wie wir es aus unseren grundsätzlichen Erwägungen theoretisch abgeleitet haben, Zug um Zug als unerfreuliche Wirklichkeit vor uns. Nur am Rande sei noch bemerkt, daß heute auch im Welschland eine Vereinigung von Mundartfreunden am Werke ist. Mundartpflege wird sie freilich nur in den Gegenden treiben können, wo die Mundart überhaupt noch lebt, das heißt vor allem im Unterwallis und im Freiburgischen. Im größten Teil des Welschlandes laufen ihre Bemühungen auf Wiederbelebungsversuche hinaus. Es ist nicht unsere Sache, über Aussichten und Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens zu urteilen. Aber wir ziehen für uns die Lehre daraus, es sei besser, die Dinge nicht erst so weit kommen zu lassen.

Unsere Aufgabe, unsere Pflicht

Es wäre noch manches anzuführen, aber es genügt, wenn Ihnen erneut bewußt geworden ist, daß die Pflege und Erhaltung unserer Mundarten eine sehr ernst zu nehmende Aufgabe ist. Wenn wir diese Aufgabe einmal als unsere Pflicht, und zwar hier und heute, erkannt haben, dann werden wir auch nicht lange zaghaft fragen, ob es überhaupt möglich sei, die Mundart erfolgreich zu verteidigen. Wer etwas wirklich verteidigen *will*, hält sich nicht bei solch mutlosen Überlegungen auf, sondern sinnt lieber darauf, wie man das Ziel am sichersten erreichen kann. Und aussichtslos ist dieser Kampf keineswegs, denn noch sind unsere Mundarten im Marke gesund und lebenskräftig.

Hans Wanner

Moins chinois qu'il ne semble!

Consulté par un jeune Genevois désireux de perfectionner, disait-il, son allemand à Zurich, un Vaudois que je connais bien répondit assez vivement par cette boutade: «A part la Radio Beromünster et les leçons que vous prendrez en ville, vous n'aurez guère l'occasion d'entendre et de parler l'allemand et c'est plutôt votre français que vous pourrez améliorer – mais avez-vous pensé au dialecte?»

En fait, la plupart des Suisses allemands n'aiment guère parler la langue qu'ils écrivent et qu'ils lisent – le «bon allemand» – et ils n'aiment pas non plus écrire ni même lire celle qu'ils parlent, à savoir leur dialecte local. Tel est le paradoxe linguistique dont ils réussissent à s'accommoder. Le «Schriftdeutsch» est pour eux une langue de culture apprise à l'école et leur attachement au dialecte est commandé par leur besoin d'autonomie spirituelle. Jusqu'à nouvel ordre, le plus souvent, il est donc vain de s'attendre à ce que nos Confédérés parlent bon allemand avec nous, comme de bons apôtres le préconisent. Leur instinct y répugne. Ils préfèrent employer avec nous le français, en manière de politesse, et il ne leur déplaît pas de manifester qu'en bons Suisses ils sont capables de tenir leur partie dans cette langue, qu'ils aiment.

Les Romands fraîchement débarqués acceptent en général cette solution de facilité dès qu'ils voient que le bon allemand n'est pas de saison. Ce n'est toutefois qu'un compromis aussi peu satisfaisant pour les uns que pour les autres, bon tout au plus